

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

212 (11.9.1915) Unterhaltungs-Beilage



# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 11. Sept.

des „Volksfreund“

Nummer 212 — 1915

## England gegenüber.\*)

Brügge ist die Stadt der hohen Gotik. Himmelan schließt der gewaltige Belfried. Aus seinem zinnengekrönten Unterbau am großen Platz steigt er mit dem sechsstängigen, geraden Schlußsturm und der glattabbrechenden Plattform empor wie ein Symbol aufrechter Kraft. In der Nierfrouwenkerke liegen mit feierlich gefalteten Händen und in der ganzen Spröde vornehmer Gotik auf War-morfarkophagen Seite an Seite die goldenen Leiber Karls des Kühnen von Burgund und seiner Tochter Maria, der Frau des letzten Habsburgers deutscher Herrschaft. Mit ihren glatten, unergründlichen Gesichtern schauen sie in die neue Zeit hinein, deren Sauch auch bis in das kühle Rathaus hineindringt. Denn deutsche Offiziere beugen sich eben forschend über die Gestalten von Vater und Tochter. Und es hätte mich nicht gewundert, wenn die letzte deutsche Habsburgerin sich erhoben und wie eine Geistes-schwester des alten Barbarossa im Koffhäuser gefragt hätte: „So, ist es wieder so weit?“

In Brügges stillen Kanälen spiegeln sich sonnig die hohen Staffeln der alten Wohnhäuser, als der zweite Nachrichtenoffizier des A. O. K., Hauptmann Sch., und ich auf der ersten Fahrt ans Meer ein wenig Umschau in der Stadt hielten, auf die der französische Beinamen „la morte“ so ganz und gar nicht zutrifft. Ueberall Soldaten, deutsche Soldaten und Matrosen und eine sichtlich abge-neigte Bevölkerung. Auf der Seekommandantur erhielten wir alle Papiere zu einer Küstenfahrt, auf der uns nichts verborgen sein sollte. Wir fuhren über Rissewege durch Weidland. Darauf grasten immer noch reiche Viehherden. Dann ging es langsam in die Dünen hinein, und nach einer halben Stunde erblickten wir zum erstenmal vorn bei Seebrügge die graugrüne Herrlichkeit des Meeres, das im blendenden Wolfendunst leuchtete und mit seiner rollenden Wogen den Kanal füllte.

„Halatta! Halatta! Der alte Ausruf der Griechen aus dem Perseertrage drängte sich mir auf die Zunge. Aber ich hielt das Wort zurück. Es hat jetzt einen anderen Sinn als damals. Dort bedeutete es Befreiung von schwerer Mühsal, hier meint es den Beginn eines uner-bittlichen Ringens mit einem neuen Karthago. Denn vor uns lag das Meer, das die Insel drüben hinter dem in-einanderstehenden Horizont von Wogen und Wolken so lange verriegeln will, bis wir die hochmütigen Händler um Gnade betteln; die Insel, die nicht pflügt und nicht adert, und die sich untersteht, andere aushungern zu wol-len. Wie ein gebogener Arm streckt sich die zwei Kilo-meter lange Mole, deren eigentliche Bauherren und Be-zahler bis jetzt noch nicht ergründet werden konnten, ins Wasser hinaus, um alles schützend in Empfang zu nehmen, was Albion an Gut und Blut dem gefirrteten Belgien über den Kanal gegen die dämmed Germanen zuschicken würde. Und jetzt ist die Mole der schützende Arm, der unseren kleinen jüchlichen Rauchschniffen freundlich hinaussinkt in die Wasserwüste, wenn sie zurückkommen von schweren Fahrten.

Hauptmann Sch. war ein guter Führer, und es kam alles fast wie auf Bestellung. Es lag ein Atem von froher Erwartung über dem ganzen Tag. Wir waren eben an der Spitze der mit reichlichen Begrüßungsmöglichkeiten ge-pflanzten Mole angekommen, als ein Maat am Entfernungs-messer draussen ein Unterboot sichtete. Ich durfte also einmal in das merkwürdige Fernrohr hineinsehen, das nicht der Länge nach auf das Objekt gerichtet ist, son-derm der Breite nach davor liegt. In der Mitte befindet sich ein zwei Finger breiter und ein ein Finger langer Schlitz, und in diesem Feld sah ich das Bild einer Wasser-wüste, mit einem kleinen Fleck darauf, nicht größer als ein Korffstößel. Das war der Turm des Bootes. Rasch kam es nahe. Und bald darauf hatte ich das Glück, einen der kühnen Schiffsknechte unserer Unterseeboote mit seiner Monnschaft mehr darauf lebend als stehend und sitzend, in nächster Nähe zu sehen. Daß ich nicht am den Rand meiner Mütze gefahren bin und sie jubelnd geschwenkt habe, das hing damit zusammen, daß man sich da draussen im Feld, besonders wenn man keine militärischen Abzeichen trägt, hüten muß, irgendwie aufzufallen. In manchem Augenblick während meiner Frontreise brauste mir eine heisse Sturmflut der Achtung vor dem Namen des deut-schen Heeres durchs Herz, und gar manchmal gingen mir im Verborgenen die Augen über. Aber nie hatte ich so mein Herz halten müssen, als hier, wo die elf Seeleute auf ihrer Nischale vor Seebrügge still und schlicht mit pochendem Dieselmotor heranlitten. Sie haben die alte Sage von David und Goliath auf dem Meere wahr ge-macht. Sie haben den Aushungerern, den feindslichen un-verschämten, wie den neutralen verschämten Mores ge-lehrt, und der kühnen Unanständigkeit über gepanzerte Mahlerei zum Sieg geholfen. Sie haben Albions Was-fergrab zu kaufeln begonnen.

Kaum war das U-Boot verschwunden, als sich das Ra-ten eines Flugmotors vernehmen ließ; wie eine Wöbe schaukelte auf dem kaum bewegten Meere ein Wasserflieger mit langsam sich drehendem Propeller. Blöcklich kam die Luftschraube ins Rollen, und um die Riele der beiden Schiffen, auf denen der Apparat rubte, schäumten die Wellen; mit einemmal hob sich das Flugzeug aus dem Wasser, allerdings um gleich wieder zurückzusinken. Da surrte der Propeller noch schneller herum. Zornig häm-mernte der Motor, ein zweiter Anhub erfolgte, und wäh-

rendem die Schiffen wie Vogelfüße noch zwei- oder dreimal die kleinen Wellen streiften, ging das Flugzeug, befreit von aller Erden- und Wasserlast, in sanften Kurven über die Mole hinaus ins grenzenlose Luftmeer. Denn da hinten am Horizont war eine Rauchwolke sicht-bar, hinter dem man ein englisches Torpedoboot ver-mutete, das sich nicht in Schußweite heranwagte.

Von Seebrügge bis Westende im Auto zu fahren, dann und wann einmal einen Absteher zu Fuß in die Dünen hinein zu machen und dann wieder weiter zu rollen auf dieser jetzt gar nicht mehr internationalen Strandprome-nade, das ist eine Freude. Nicht der Landschaft wegen, aber weil alles so peinlich zum Empfang vorbereitet ist. Gar nichts ist versäumt worden. Durchaus unauffällig, aber durchaus würdig. Nur wird den Jungen in der feld-grauen Bluse das Warten im dünnen Dünenhafer etwas lang.

Gegen Ostende zu wird das Bild immer größer. Man fährt hinein in die Dreiheit des Sand-, Luft- und Was-sermeeres, über der eine Eintönigkeit gewaltiger Art liegt. Die kleine schwarze Rauchwolke draussen wird immer kleiner. Ein Artilleriehauptmann zeigte uns in den Dünen die Kunst, auch die gewaltigsten Geschütze so un-sichtbar zu machen, daß man sie erst entdeckt, wenn man drei Schritte davor steht. Kein Wunder, daß die feind-lichen Flieger schon längst aufgegeben haben, sie ausfindig zu machen. Der Dünenhafer wächst dort fröhlich auf den Prägen, und die Geschützrohre haben Farben angenom-men, als seien sie durch jahrtausendjährige Suchtwahl in ihrem Aussehen an den Boden angepaßt. Die Unter-stände in den Dünen haben sich dem vornehmen Zug ent-sprechend zu kleinen Salons ausgewachsen, in denen auch Koffisofas nicht fehlen. Die Schußwunden, die englische Schiffgeschütze vom Meer her an den Hotels von Ostende gerissen, sind unter deutschen Maurenhänden größenteils wieder geheilt. Und im Offizierskassino des Hotels oh es sich in der ausschließlichen Männergesellschaft gemü-tlicher, als wenn die Ganz- und Halbweltedamen der Sai-son mitgetastelt hätten.

Westlich von Ostende hören jedoch diese Gemütlichkeiten bald auf. Man nähert sich langsam der Feuerzone von Nieuport. Hauptmann Sch. machte mich darauf aufmerk-sam, daß der Feind unser Auto bald entdecken könnte. In Middelkerke vermischt wir den Kirchurm. Er war ein zu gutes Ziel von der See her gesehen. Man wollte aber den guten Leuten von Middelkerke nicht wehe tun und wartete, bis ein englischer Zuckerhut, wie hierzulande die langen Granaten aus den Britenherren zur Hande ver-wandten Schiffgeschütze heißen, gelogen kam und den Turm in Trümmer legte. Und hat dabei wohl auch ein wenig nachgeholfen.

In Westende sah es schon aus wie in einem richtigen Kriegslager. Soldaten standen auf den Straßen und lauten Dedungen aus Sandfäden vor die Kellerfenster. In einem Hof lag ein noch nicht erkaltetes Pferd mit auf-gerissenem Bauch in einer Blutlache. Wir ließen das Auto in einer nach dem Meere zu gehenden Straße in Dedung stehen und gingen zu Fuß weiter. Aus einem Hause trug ein Soldat einen Toten. Eine halbe Stunde vorher hatte eine Granate hier in eine Regimentskassette ge-schlagen, vier Mann getötet und zwei verwundet. Es war gerade fünf Uhr, also die Zeit des beginnenden Abend-siegens, als wir über einen nach dem offenen Meer zu gehenden Platz schreiten wollten. Da heulte es heran, wie das leibhaftige Verderben. „Dedung!“ schrie Hauptmann Schütte mir zu. Aber bevor ich mich auf den Boden ge-legt hatte, war die Granate mitten auf dem Platz einge-schlagen, und eine schwarze Wolke aus Rauch und Dred-iteg wie eine Pappel auf, um gleich darauf wieder in sich zusammenzusinken. Donnerwetter, lernt man da laufen! Das heißt nur der Zivilmenschen. Mein Hauptmann ging ruhigen Schrittes hinter die Häuser in Dedung und er-klärte mir, daß das Laufen bei Granaten gar keinen Zweck habe, man laufe einmal gerade in sie hinein. Nach einer Weile drückten wir uns an den Häusern hin wieder in der Richtung gegen unser Auto zu, standen für Minu-ten in den Fluren der offenen und leeren Häuser und hörten in der Nähe die Granaten plagen, ohne sie zu sehen. Da zog ein gewaltiges Loch, das ein englisches Geschütz von der See her in ein Haus geschlagen hatte, unsere Auf-merksamkeit auf sich. Es war eine Buchhandlung. „Bibliothèque internationale“ stand auf einem langen Holz-schild. Ein Sessel mit vergoldeten Füßen, ein alter Damenhut und ein Stiefelgehör lagen in dem Vorgar-ten. Mich interessierte das Innere. Ich bin in meinem Leben zwar schon in vielen dieser nützlichen Geschäfte ge-wesen, die man Buchhandlungen nennt, aber noch nie in einem, in dem eine Granate geplagt war. Ein wildes Durcheinander von herumliegenden Bänden erfüllte den Raum. Von Internationalität war nicht viel zu be-merken. Fast lauter französische Schandromane übelster Art bildeten den Bestand. Da leuchtete mir eine grellrote Broschüre entgegen. Ich hob sie auf und las den Titel: „L'art de vaincre la timidité“. („Die Kunst die Furcht zu besiegen. D. Red.) Ich reichte sie dem Hauptmann hin. Wir mußten laut auslachen. Das war ein Schid-salswink für mich. Der erste Satz lautete: „Pour vaincre la timidité il faut gagner de l'applomb!“ (Um die Furcht zu besiegen. D. Red.) Ich reichte sie dem Hauptmann. Verhaltensregeln gegenüber Granaten, denen auch der Applomb keinen Eindruck macht, waren nicht ange-ben. Ich habe diese Fünffingertimesphilosophie als An-denken „requisiert“, ohne einen Centchen zu hinterlassen. Dann machten wir uns aus dem Staub und fanden glück-lich wieder unser Auto, das uns in toller Fahrt aus dieser nicht ungefährlichen Gegend brachte. Schade war nur, daß ich allerhand gute Dinge bei mir hatte, die als fremd-liebes Geschenke für den ungeheuren Brüsseler Appellfama-

uchen dem Artilleriehauptmann in Sch. zugebracht waren. Aber vor dem französischen Abendessen in Nieuport ver-ging uns die Lust zu seinem Besuch. Ich hoffe, daß der gute Hauptmann auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Kunde davon erhält, warum es „genau so ging, wie bei Gangofer“.

Im hereinbrechenden Dunkel fuhren wir zurück nach Ostende und Seebrügge. Draußen rauschte das Meer. Ueber den feinen gelben Klätchen, mit denen die Strand-promenade gepflastert ist, spannte sich der dichtgewobene Stachelndraht, und hinter den Dünen schauten die Mündungen der schweren Geschütze still aber bereit hinüber gegen Albion.

## Vermischtes.

\* Zur Aussprache polnischer Namen. In den Berichten vom östlichen Kriegsschauplatz stoßen die Leser fortgesetzt auf Namen, die ihnen unaussprechlich erscheinen. In Wirklichkeit ist die Aussprache des Polnischen nicht schwieriger als die jeder andern fremden Sprache und nur die fremdartige Schreibweise verurteilt dem deutschen Leser die Schwierigkeiten. Bei Be-achtung folgender Angaben vermag jeder polnische Worte an-nähernd richtig zu sprechen. Zunächst sei bemerkt, daß im Pol-nischen stets die vorletzte Silbe betont wird. Dann merke man sich folgende Lautangaben:

c = h  
d = dt  
s = f  
sz = sch  
cz = tsch  
szc = tschsch

tz gleicht dem z in Journal und dem q in quieren. ch wird immer wie in ach, nicht wie in ich gesprochen. Die Endsilbe aw wird meistens aw gesprochen.

Man spricht also ungefähr:

Szerejszowo	Szerejszowo
Jiozawo	Szioszawo
Romozszony (siehe tz)	Romozszony
Bialowiesza	Bialowiesza
Przemysl	Przemyszl
Kozama	Kozama
Lud	Lud
Buczacz	Buczacz

\* Cholm. Wie man weiß, haben die deutschen Armeen Radenien die Stadt Cholm, die einige Meilen westlich vom Bugfluß liegt, erobert und stehen nördlich von ihr im Kampf mit den Russen, die sich unter säßem Widerstand lang-sam zurückziehen. Cholm ist die Hauptstadt des Gouvernements desselben Namens und zählt über 20000 Einwohner, hauptsäch-lich Juden. Die Minorität bilden die Ukrainer (Weißrussen), Polen und Russen. Der Name der Stadt, die zu den altertüm-lichsten Städten der Ukraine zählt, bedeutet im Altukrainischen so viel wie Hügel. Um das Jahr 1246 wurde Cholm von dem damaligen ukrainischen Fürsten von Galizien und Wolodymyr, dem mächtigen Danil (Daniel), zur Residenz erhoben, be-festigt und zu einem Zentrum des Handels und der Kultur ge-macht. Zu dem Zwecke hat Danil deutsche Ansiedler nach Cholm berufen und ihnen wichtige Privilegien verliehen. Er gründete auch in Cholm ein ukrainisches griechisch-katholisches Bistum, das bis heute — allerdings seit dem Jahre 1876 ge-waltig in ein russisch-orthodoxes umgewandelt — existiert. Der Glang der Stadt Cholm dauerte aber nur bis zum Tode ihres Protectors Danilo, der, als Beherrscher fast aller ukraini-schen Länder vom Wepr (Weprz) und San im Westen bis über den Dnjepr hinaus im Osten im Jahre 1266 vom päpstlichen Legaten Opiso zum König der Ruthenen in Dornbüscheln (Dro-gitschn) gekrönt, im Jahre 1264 gestorben ist, nachdem er eine schreckliche Verwüstung seines Reiches und die Zerstörung Cholms durch die Tataren (Mongolen) erlebt hatte. Die Residenzstadt wurde von seinem Sohne Leo I. nach dem günstiger gelegenen Lemberg (Lemberg) verlegt, und Cholm ist zu einer in diesen Zeiten jedenfalls größeren Provinzialstadt herabgesunken. Als Sitz eines ukrainischen Bistums, der ukrainischen Schulen und theologischen Anstalt spielte die Stadt Jahrhunderte hindurch die Rolle eines ukrainischen Bollwerks gegen das von Westen heran-drängende Polentum — später, nach der Teilung Polens — eines Bollwerks des ukrainischen griechisch-orientierten Glaubens-bekenntnisses gegen das Russentum und die Orthodogie. Der letzte ukrainische griechisch-orientierte Bischof von Cholm, Rufens-ky, einer der hervorragensten galizischen Ukrainer um die Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde von der russischen Regierung im Jahre 1876 seiner Würde enthoben und aus Rußland ausge-wiesen, worauf der Cholmer Bischof mit einem russisch-ortho-doxen Bischof besetzt wurde und das gewaltsame „Wetreiben“ der Ukrainer des Cholmlandes zur Orthodogie begann. Kaufleute von Ukrainern hoben damals als Märtyrer den Tod entweder in Sibirien oder von den Ängeln der russischen Soldaten ge-funden. Die russische Verfolgung des ukrainischen Glaubens-bekenntnisses hatte zur Folge, daß etwa 200000 ukrainische Ukrainer, um nur nicht orthodox zu werden, zum römisch-katholischen Ritus übertraten, was bei dem polnisch-nationalen Charakter der römischen Kirche in diesen Ländern zur Polonisierung dieser Ukrainer führte. Trotz dieser Verdrängung ist das Land von Cholm in seinem Grundtode ukrainisch geblieben und die Zahl der Ukrainer am linken Ufer des Bug beläuft sich auf eine halbe Million, die hauptsächlich das Gouvernement Cholm und das Gebiet zwischen Siedlec und Dornbüscheln am Bug (nördlich von Cholmland) bewohnen. Bis zum Jahre 1913 gehörte das Cholmland zum Lubliner Gouvernement und Warschauer Generalgouvernement, worauf es aus diesem aus-geschieden und dem Niewer Generalgouvernement eingegliedert wurde.

U. R. (Bef. Bg.)

## Heiteres.

\* Auf dem Schicksal. Unteroffizier: „Kriegsreifeinstell-Doctorfill, der war schon ganz jut for'n Anfang. Man 'ne Idee müssen Se rechts holtten. Nannu machen Se ja Scheite rechts blau. Wissen Se denn überhaupt, wat 'ne Idee is?“ — Dr. phil.: „Nawohl, Herr Unteroffizier!“ — Unteroffizier: „Ja, wat denn?“ — Dr. phil.: „Plato nach an, daß in einer höheren, intelligiblen Welt die höheren Begriffe wirklich vorhanden seien, daß sie aber in der sensiblen Welt, unvollkommen ausgebrüdt, von der menschlichen Seele, die sie im Vorleben erbrüdt, wieder erkannt würden.“ — Unteroffizier: „Nu seh'n Se, Se wissen et ja, wat 'ne Idee is. Dann halten Se doch man 'ne Idee rechts!“ (Nisagende Wälder.)

\* Wir entnehmen diesen Artikel dem soeben bei Franzische Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Bändchen von Anton Hendrich „Mit dem Auto an der Front“ (Preis gebettet 1.— M., gebunden 1.80 M.). — Hendrichs Erlebnisse im Feld und beim Kaiser werden in lebhafter Sprache und Anschaulichkeit geschildert und geben ein wertvolles und interessantes Bild des Geschehens auf dem Gebiete der Kriegsliteratur.